

Rose-Maria Gropp

Denn Bleiben ist nirgends

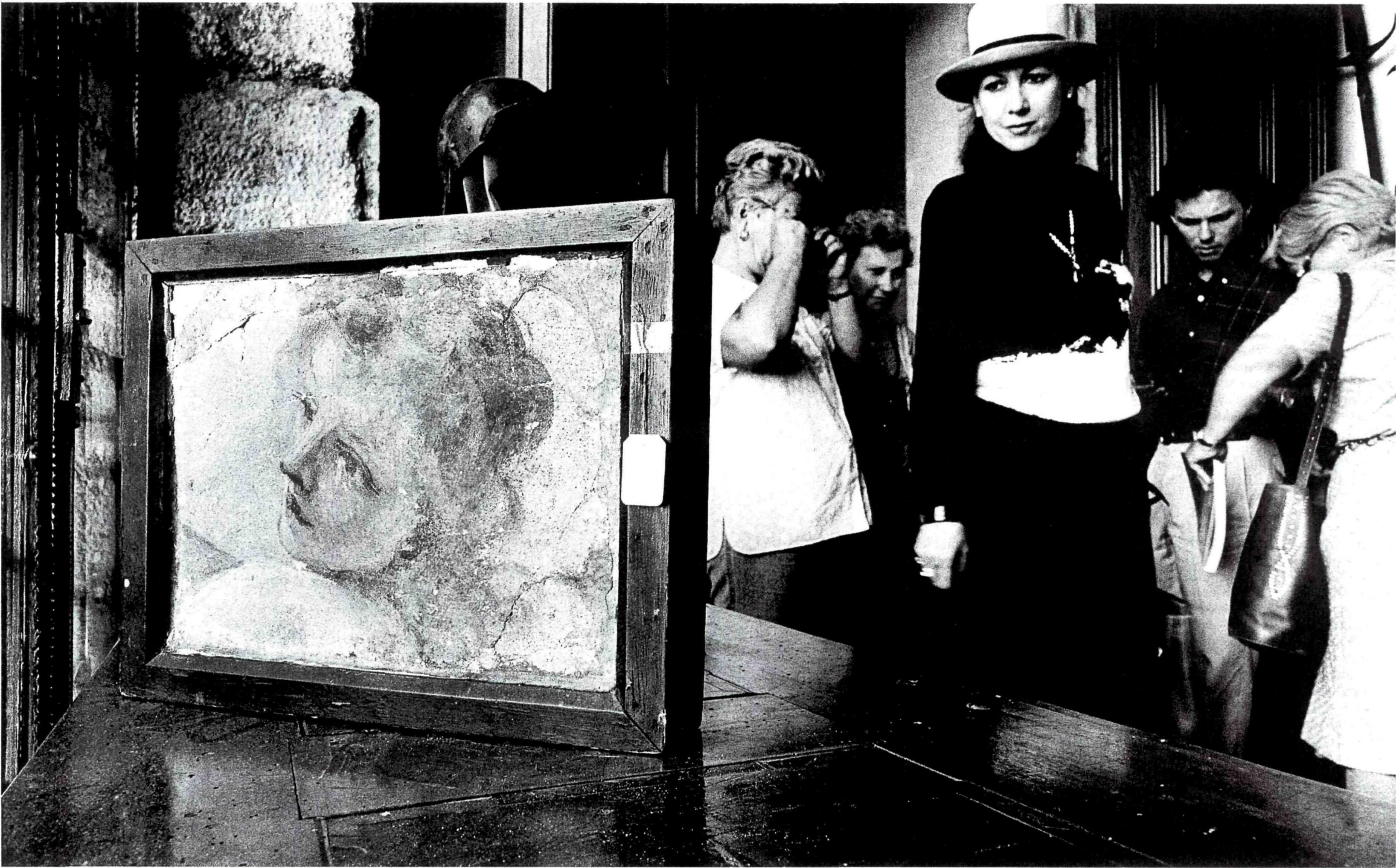
Ausverkauf in Schloß Duino, Rilkes Hort

Der Sommer war nicht sehr groß. Dennoch gilt: „Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.“ Rainer Maria Rilke hatte natürlich kein Haus, als er seinen „Herbsttag“ 1902 in Paris schrieb. Überhaupt ist er der gnadenlos Unbehauste unter den Dichtern und zugleich der begnadetste Einnister in den gastfreien Domizilen anderer. Als er fast ein Jahrzehnt später auf dem Schloß Duino hoch über dem Golf von Triest um Worte ringt, ist er wieder in fremden Mauern: ein in freierwilliger Einsamkeit zurückgebliebener Gast der Fürstin Marie von Thurn und Taxis.

Der Sommer hatte, fünfundachtzig Jahre später, noch nicht entschieden, ob er groß werde, als die *Asta Castello di Duino* im Schloß anberaumt war. Das Auktionsgeschäft kennt für einen solchen Auftrieb den Begriff *house sale*, zu deutsch – noch ein wenig vulgärer – ist das eine aufgedonnerte Hausstandsauf- lösung. Immerhin, man vergaß des Dichters nicht bei der letzten Inventur. Das „Lieblingsmöbel von Rainer Maria Rilke“ werde versteigert, kündigte die Auktionsfirma an, als Nummer 345 von gut 1600 Losen, in die der gesamte, über Jahrhunderte angesammelte Inhalt des Schlosses gepackt war, das, wovon sich der Urenkel der einstigen Herrin da trennte. Auf dem Stuhl aus der Biblio- thek von Duino habe Rilke gesessen, als er seine Elegien schrieb – die Duineser. Das hat er gewiß nicht. Weil er sie nicht in der Bibliothek – und weil er über- haupt nur Teile dieser Gesänge in jenem Winter gedichtet hat. Am 21. Januar 1912 schließt Rilke die Niederschrift der ersten Elegie ab, die zweite schreibt er Ende Januar und Anfang Februar. Dann gelingen ihm noch der Anfang der dritten und einige Verse der spä- teren zehnten Elegie, ein Ansatz für die sechste und einige Zeilen der neunten.

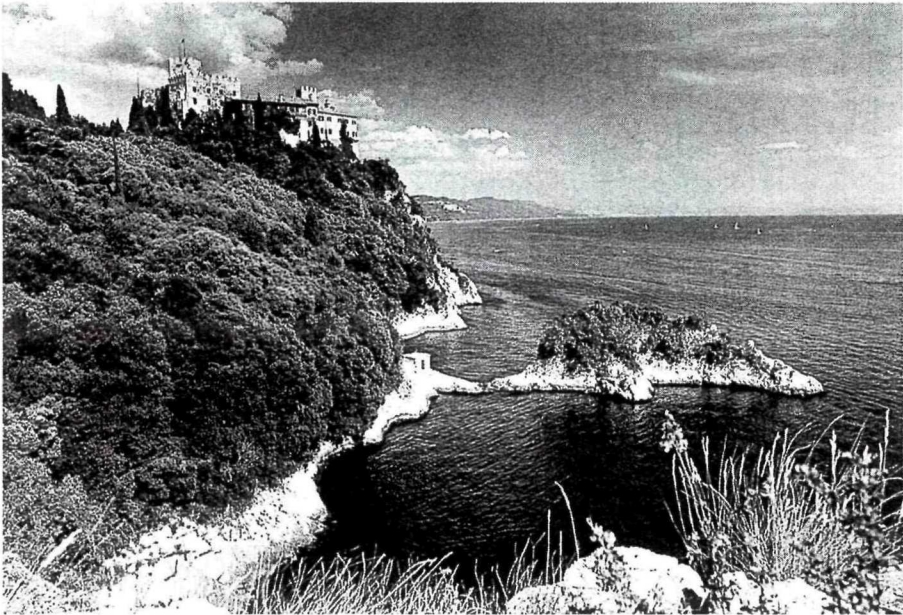
Es wird wieder genau zehn Jahre dauern, bis er diesen Zyklus abschließt, jubelnd wird er seiner Beschützerin den Durchbruch zur Vollendung kund- tun, aus einem anderen Schloß, das ihn gastlich beherbergt, dem Château de Muzot im Wallis, am 11. Februar 1922: „Endlich, Fürstin, endlich, der gesegne- te, wie gesegnete Tag, da ich Ihnen den Abschluß – so weit ich sehe – der Ele- gien anzeigen kann: *Zehn!* Von der letz- ten, großen: (zu dem, in Duino einst, be- gonnenen Anfang: „Daß ich dereinst, am Ausgang der grimmigen Einsicht / Jubel und Ruhm aufsingende zustimmen- den Engeln...“) von dieser letzten, die ja auch, damals schon, gemeint war, die letzte zu sein, – von dieser – zittert mir noch die Hand!“ Daß die Gesänge nur ihr gehören, versichert er obendrein: „Das Ganze ist *Ihr's*, Fürstin, wie sollts nicht! Wird heißen: *Die Duineser Ele- gien*. Im Buch wird (: denn ich kann Ih- nen nicht geben, was Ihnen, seit An- fang, gehört hat) *keine* Widmung stehn, mein ich, sondern: *Aus dem Besitz*...“ So bekamen die seltsamen Klagen al- lererst ihren Namen.

Immerhin nahm alles in Duino sei- nen Ausgang. Aber eben nicht auf dem wackligen Möbel mit der Nummer 345, frühes neunzehntes Jahrhundert, Wal- nußholz. Versteigert schließlich spät abends bei der Auktion für müde 7,5



Einst im kleinen Salon der Fürstin, oft von Rilkes Blicken liebkost: die „großäugige Nymphe“

Fotos Frank Röth



Auf stürzendem Karstfels: Nun steht Schloß Duino leer

Millionen Lire – gerade 7500 Mark für den verwehten Hauch von Rilkes Berührung. Daß er in der Bibliothek des Schlosses bisweilen darauf gesessen hat, adelt das Stühlchen zur Genüge. Indessen – die wundersamen Verse wurden dem Dichter wohl eher peripa- tetisch zugesprochen. Das weiß die Fürstin persönlich zu berichten in ihren Erinnerungen an den Schützling. Sie liefert die charmante Apokryphe zur Entstehung jener unvergleichlichen al- lerersten Zeilen.

Rilke selbst habe ihr erzählt, daß er „eines Tages in der Frühe einen lästigen geschäftlichen Brief“ erhielt: „Er wollte ihn rasch erledigen und mußte sich mit

Ziffern und anderen trockenen Dingen abgeben. Draußen blies eine heftige Bora, aber die Sonne schien, das Meer leuchtete blau, wie mit Silber überspon- nen. Rilke stieg zu den Bastionen hin- unter, die, vom Meer aus nach Osten und Westen gelegen, durch einen schmalen Weg am Fuße des Schlosses verbunden waren.“ Er „ging ganz in Gedanken versunken auf und ab, da die Antwort auf den Brief ihn sehr beschäf- tigte. Da, auf einmal, mitten in seinem Grübeln, blieb er stehen, plötzlich, denn es war ihm, als ob im Brausen des Stur- mes eine Stimme ihm zugerufen hätte: ‚Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?‘... Lau-

schend blieb er stehen. ‚Was ist das?‘ flüsterte er halblaut... ‚was ist es, was kommt?‘ Er nahm sein Notizbuch, das er stets mit sich führte, und schrieb die- se Worte nieder und gleich dazu noch einige Verse, die sich ohne sein Dazutun formten. Wer kam? ... Er wußte es jetzt: der Gott... Sehr ruhig stieg er wieder in sein Zimmer hinauf, legte sein Notiz- buch beiseite und erledigte den Ge- schäftsbrief. Am Abend war die ganze Elegie niedergeschrieben.“

Der Wind also, Bora und Scirocco, sollen ihm sein Hoheslied erzählt ha- ben, Mitte Januar 1912? Mit dem Geschäftsbrief also kam der „Gott“? Auf dieses „alte feste Schloß“, wie er seiner Freundin Lou Andreas-Salomé schreibt, das ihn „ein bisschen wie einen Gefangenen hält, es kann gar nicht an- ders mit seinen immensen Mauern“. Wo er aber bis zum Frühling bleiben werde, obwohl ihm „weder das Haus noch das Klima recht zusagt; dieser fortwährende Wechsel zwischen Bora und Scirocco thut meinen Nerven nicht gut und ich erschöpfe mich darin, das Eine und das Andere mitzumachen“.

Immerhin war er damals ganz allein dort. Zur Besichtigung gaben sich nun, beim Ausverkauf, neugierige Einheimi- sche und angereiste Brocante-Jäger, ein paar nach Höherem stüchtige Privatmenschen und gezielt sondieren- de Händler die zuvor nie gewährte Eh- re. Auch die „Grotta“ des Kastells ist Ausstellungsstätte. Hier wucherten früher grüne Pflanzen, mindestens ein Papagei wurde gehalten. Der hatte die Farben eines arg bestoßenen Engels, der jetzt mit dem Schildchen Nummer

22 im vollgestopften Grottenraum sei- nes Schicksals harrt. Er wird dann ziemlich aufsteigen – von geschätzten sechshundert auf gut zehntausend Mark: Höhenflug eines gestutzten Ma- jolika-Engels. In der Halle von Duino soll er früher gestanden haben. Ob er ihn gekannt hat, der Dichter? Ob er sei- ne Phantasien beflügelte, so wie es im hier entstandenen „Marien-Leben“ heißt: „O was muß es die Engel geko- stet haben, nicht aufzuspringen plötz- lich, wie man aufweint“, und „schwingend verschwiegen sie sich“, ganz zu schwei- gen vom Schrecken der Elegie-Engel. Selbstredend – alle Schulweisheit nennt die Engel viel früher. Wieso nur packt einen Rilkes Geist immer wie- der? Diese Sentimentalität – bloß, weil ein altes Schloß leergeräumt wird.

Außerdem hatte der „Dottore Sera- fico“, wie ihn die Fürstin liebevoll nannte, in Duino ganz andere, eher ir- dische Probleme zu bewältigen: die Butter zum Beispiel. „Um auch nicht den kleinsten Fremdkörper auf dem Herzen zu behalten“, schreibt er ihr in einem Postskriptum, „könnte der Koch nicht einmal die wichtigsten seiner hie- sigen Bezugsquellen hierher schrei- ben;? darüber scheint zuweilen große Rathlosigkeit zu herrschen. So hat der gutgewillte Hugo neulich etwas aus Monfalcone mitgebracht, was er für Butter hielt –, aber schlecht wie die Welt nun einmal ist, darf man ja nicht einmal behaupten, daß alles was glänzt – Butter ist. Es war eine Enttäu- schung.“ Und das am ersten Weih- nachtsfeiertag 1911. So also kündigt sich ein Gott an, der dann auch noch ei-

nen lästigen Brief übertönt. Neben der Butter hadert Rilke mit der anempfohl- enen Psychoanalyse. Nein, er wird sich von der Seelenkur die Teufel nicht und also nicht die Engel austreiben lassen. Das weiß er, nachdem die erste „Elegie“ zu ihm gefunden hat.

Vietato toccare mahnt ein Schild hier und dort, und sehr sanftmütig schützen die Wärter, was die Spuren vieler ge- lebter Leben trägt. Gar nicht heimlich streicheln wir ganz zart über das Antlitz der „großäugigen Nymphe“, das anmu- tige Köpfchen auf dem Fresko-Frag- ment, einst im kleinen Salon der Für- stin, das Rilkes Blicke so oft liebkost haben mögen. Für gut 5500 Mark ist sie nun in ein anderes Leben eingetaucht; ihr Käufer, der das Zehnfache ihrer lächerlichen Schätzung bot, ist nicht be- kannt. Ob er Rilkes Augen in ihr ge- spiegelt sieht?

Das *Castello di Duino* wird weiter thronen über dem Golf von Triest, kraftvoll geschichtsträchtig auf den stürzenden Karstfelsen. Rilke, der es nach 1912 nie mehr betreten sollte, hat- te schon 1915 geträumt, daß es zer- schossen sei. Später wirklich durch Ar- tilleriefeuer beschädigt, wurde es noch einmal aufgebaut. Nun ist Duino leer, aufgeflogen daraus der Geist des Dichters. Die Versteigerung seines In- halts erlöste übrigens 9914225530 Li- re. Das Stühlchen und die Nymphe tru- gen dazu rund fünfzehneinhalb Millio- nen bei. Davon hätte er sich kein Haus bauen können für den Winter seines Lebens, der ihm nicht beschieden war. Es gilt fort und fort: Denn Bleiben ist nirgends.



Rituale der Besichtigung: Neugierige, Händler und nach Höherem Strebende trafen sich vor dem Ausverkauf



Elegien der Vergänglichkeit: Ein letztes Wandeln in der noch möblierten und mondänen Galerie